Vierblatt

Nicht im Buchhandel
Liebesgabe für deutsche Kriegsgefangene

Bern
Verlag der Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene

Gestiftet

vom

Württembergischen Goethebund

Gedruckt bei Stämpfli & Cie., Bern

Bücherei für deutsche Kriegsgefangene, herausgegeben von H. Hesse und R. Woltereck
Elftes Bändchen

Inhalt

Knabenalter.

Von **Leo N. Tolstoj.**

I.

Wagenfahrt.

Wieder fuhren zwei Wagen an der Unterfahrt des Herrenhauses von Petrowskoje vor: der eine — eine Kutsche, in welche sich Mimi, Käthchen, Ljubotschka, die Köchin setzen und der Kommis Jakob in eigener Person auf den Bock; der zweite — eine Britschke, in der Wolodja und ich und der jüngst in den persönlichen Dienst genommene Lakai Wassilij fahren.

Der Papa, der einige Tage später auch nach Moskau kommen soll, steht ohne Kopfbedeckung an der Unterfahrt und schlägt ein Kreuz über das Fenster der Kutsche und über die Britschke.

„Nun, Christus geleite euch! Vorwärts!“ Jakob und die Kutscher (wir fahren mit unseren eigenen Pferden) ziehen die Mützen und bekreuzigen sich. „Hü, hü; mit Gott!“ Der Kasten der Kutsche und die Britschke hüpfen auf dem holperigen Wege, und die Fichten der großen Allee eilen eine nach der anderen an uns vorüber. Ich bin gar nicht betrübt: mein Geist ist nicht auf das gerichtet, was ich verlasse, sondern auf das, was mich erwartet. In dem Maße der Entfernung von den Gegenständen, welche mit den drückenden Erinnerungen verbunden sind, die bis zu dieser Stunde meine Einbildung erfüllt hatten, verlieren diese Erinnerungen ihre Kraft und wandeln sich schnell in das beseligende Bewußtsein eines Lebens voll Kraft, Frische und Erwartung.

Selten habe ich Tage — ich will nicht sagen so heiter — eine gewisse Scham hielt mich ab, mich der Heiterkeit hinzugeben —, aber doch so angenehm, so gut verlebt, wie die vier Tage unserer Reise. Vor meinen Augen stand weder die verschlossene Tür zu Mamas Zimmer, an dem ich nicht ohne Zittern vorübergehen konnte, noch das geschlossene Klavier, das nicht nur niemand benutzte, sondern das man mit einer gewissen Scheu ansah, noch die Trauerkleidung (wir trugen alle einfache Reisekleider), noch all die Dinge, welche mir den unwiederbringlichsten Verlust lebhaft in die Erinnerung brachten und mich zwangen, jedes Hervorbrechen des Lebens zu unterdrücken, aus Furcht, *ihr* Andenken zu beleidigen. Hier fesseln und zerstreuen meine Aufmerksamkeit dagegen die immer wechselnden neuen malerischen Orte und Gegenstände, und die Natur im Frühling pflanzt in die Seele die beseligenden Gefühle der Zufriedenheit mit der Gegenwart und der leuchtenden Hoffnung auf die Zukunft.

Am frühen, frühen Morgen zieht der erbarmungslose und, wie alle Leute in neuen Ämtern, übereifrige Wassilij mir die Decke weg und versichert, es sei Zeit, abzureisen, und es sei schon alles fertig. So sehr man sich auch zusammenkauert, wieviel Kniffe man anwendet, wie man sich auch ärgert, um wenigstens noch ein Viertelstündchen den süßen Morgenschlaf zu genießen, so sagt doch das entschiedene Gesicht Wassilijs, daß er unerbittlich ist und daß er sich nicht scheuen würde, noch zwanzigmal die Decke herunterzuziehen, und man springt auf und eilt in den Hof, um sich zu waschen.

Im Flurgange brodelt schon der Samowar, den Mitjka, der Vorreiter, mit krebsrotem Gesichte anbläst; draußen ist es feucht und nebelig, als stiege der Dunst vom duftenden Dünger auf; die Sonne erhellt mit ihrem heiteren hellen Lichte den östlichen Teil des Himmels, und die Strohdächer der großen Schuppen, die den Hof umringen, glänzen vom Tau, der sie bedeckt. Unter

ihnen sieht man unsere Pferde an die Krippen gebunden und hört ihr regelmäßiges Kauen. Ein zottiges schwarzes Hündchen, das vor dem Morgengrauen auf dem trockenen Düngerhaufen zusammengekauert lag, reckt sich träg und rennt in kleinem Trab schweifwedelnd auf die andere Seite des Hofes. Die geschäftige Wirtin öffnet die knarrende Tür, treibt die sinnenden Kühe auf die Straße, auf der man schon das Getrappel, das Muhen und Blöcken der Herden hört, und wechselt ein Wörtchen mit der schläfrigen Nachbarin. Philipp zieht mit aufgestreiften Hemdsärmeln am Rade den Eimer aus dem tiefen Brunnen, schwenkt das helle Wasser und gießt es in die eichene Krippe, um welche sich die eben erwachten Enten schon in der Pfütze baden; und ich schaue mit Vergnügen in Philipps ernstes Gesicht mit dem großmächtigen Vollbart und auf die kräftigen Adern und Muskeln, die sich scharf auf seinen entblößten mächtigen Armen zeichnen, wenn er eine kräftige Bewegung macht.

Hinter der Wand, hinter welcher Mimi und die Mädchen geschlafen haben, und durch die wir abends ein Gespräch geführt haben, wird es lebendig. Mascha rennt mit allerlei Gegenständen, die sie mit Hilfe des Kleides vor unserer Neugier zu verbergen sucht, immer häufiger und häufiger an uns vorüber, endlich geht die Tür auf, und man ruft uns zum Tee.

Wassilij kommt in einem Anfall von Übereifer unaufhörlich in das Zimmer gerannt, trägt bald dies, bald jenes heraus, zwinkert uns zu und bittet Maria Iwanowna immer wieder, so bald als möglich abzureisen. Die Pferde sind angespannt und drücken ihre Ungeduld dadurch aus, daß sie von Zeit zu Zeit mit den Glöcklein klirren; die Kisten, die Koffer, die Schachteln und Schächtelchen werden wieder geordnet, und wir setzen uns auf unsere Plätze. Aber jedesmal wenn wir in den Wagen steigen, finden wir einen Berg statt eines Sitzes, so daß wir gar nicht begreifen, wie man das gestern abend so hat

hinlegen können und wie wir jetzt sitzen sollen; besonders versetzt mich ein Teekasten aus Nußbaum mit dreieckigem Deckel, den man uns in die Britschke hineinreicht und unter meine Füße stellt, in den stärksten Mißmut. Wassilij aber sagt, es würde sich schon geben, und ich muß ihm glauben.

Die Sonne war eben über einer langgestreckten weißen Wolke, die den Osten bedeckte, aufgegangen, und die ganze Gegend erglänzte in einem gleichmäßig-hellen Scheine. Alles ist so schön um mich her, und in der Seele ist es so heiter und friedlich .... Der Weg schlängelt sich vor uns wie ein breites flatterndes Band, zwischen vertrockneten Stoppelfeldern und taufrischem Grün hindurch; hie und da trifft man am Wege einen düsteren Strauch oder eine junge Birke mit kleinen, klebrigen Blättern, die einen langen unbeweglichen Schatten auf die vertrockneten lehmigen Wagenspuren und das kleine grüne Gras des Weges wirft .... Das eintönige Geräusch der Räder und Glocken übertönt nicht das Lied der Lerchen, welche den Weg umflattern. Der Geruch von mottenzerfressenem Tuche, von Staub und einer Art Säure, einer Eigentümlichkeit unserer Britschke, wird von dem Duft des Morgens verzehrt, und ich fühle im Herzen eine wonnige Unrast, ein Verlangen nach Taten — das Zeichen wahrhaften Entzückens.

Ich hatte nicht Zeit gefunden, in der Herberge mein Gebet zu verrichten; da ich aber schon oft bemerkt habe, daß mir an dem Tage, an dem ich durch irgendwelche Umstände vergesse, diese Zeremonie zu erfüllen, irgendein Unglück geschieht, bemühe ich mich, meinen Fehl gutzumachen: ich nehme meine Mütze vom Kopf, wende mich nach der Ecke der Britschke, sage die Gebete her und bekreuzige mich unter meinem Jäckchen so, daß es niemand bemerke. Aber tausende der verschiedensten Gegenstände ziehen meine Aufmerksamkeit ab, und ich wiederhole in der Zerstreutheit mehrmals hintereinander ein und dieselben Worte des Gebets.

Dort auf dem Fußsteige, der sich am Wege entlang schlängelt, schimmern langsam schreitende Gestalten — es sind Pilgerinnen. Ihre Häupter sind in schmutzige Tücher gehüllt; auf dem Rücken tragen sie Ränzel aus Birkenrinde, ihre Füße sind in schmutzige, zerrissene Lappen gewickelt und stecken in schweren Bastschuhen. Gleichmäßig bewegen sie ihre Stöcke hin und her und schreiten, fast ohne uns zu beachten, langsamen, schweren Schrittes weiter, eine nach der anderen, und mich beschäftigten die Fragen: wohin gehen sie und wozu? Wird ihre Wanderung lange dauern, und werden die langen Schatten, die sie über den Weg werfen, bald mit dem Schatten des Strauchs zusammenfallen, an dem sie vorüberkommen müssen? Dort kommt ein Wagen, vierspännig, die Postpferde kommen uns schnellen Laufs entgegen. Zwei Sekunden, und die Personen, die aus einer Entfernung von zwei Ellen zu uns höflich und neugierig hinübergeschaut, sind schon vorüber, und der Gedanke, daß diese Menschen nichts mit mir gemein haben, und daß ich sie vielleicht im Leben nicht wiedersehe, berührt mich sonderbar.

Seitwärts vom Wege rennen zwei in Schweiß gebadete, zottige Pferde im Kummet, die Zugriemen hinter die Kreuzriemen geschlungen. Hinten reitet, die langen Beine in den großen Stiefeln zu beiden Seiten des Pferdes herabstreckend, auf dessen Mähne ein Krummholz sitzt und von Zeit zu Zeit kaum hörbar die Glöckchen erklingen läßt, ein junger Fuhrknecht; er hat die Lammfellmütze keck auf die Seite geschoben und singt in gedehntem Ton ein Lied vor sich hin. Sein Gesicht und seine Haltung haben den Ausdruck einer so untätigen, sorglosen Zufriedenheit, daß es mir als der Gipfel des Glücks erscheint, Kutscher zu sein, mit Retourpferden zu fahren und elegische Lieder zu singen. In der Ferne hinter jener Schlucht schimmert am hellblauen Firmament die Dorfkirche mit ihrem grünen Dach; dann das

Dorf, der rote Giebel des Herrenhauses und der grüne Garten. Wer wohnt in diesem Hause? Gibt es drin Kinder, Vater, Mutter, Hauslehrer? Warum sollten wir nicht in dieses Haus einkehren und uns mit der Herrschaft bekannt machen? Da kommt ein langer Zug riesiger Wagen, von je einem Dreigespann wohlgenährter starkfüßiger Pferde gezogen, um den wir seitwärts herumfahren müssen. „Was fahrt Ihr?“ fragt Wassilij den ersten Fuhrknecht, und dieser, die ungeheuren Beine von dem Bretterwagen herabhängen lassend und die Peitsche schwenkend, folgt uns lange mit einem leblos starren Blick und antwortet erst dann, wenn wir ihn nicht mehr hören können. „Was für Waren?“ wendet sich Wassilij an einen anderen Wagen, auf dessen umzäumtem Vorderteile ein anderer Fuhrknecht unter einer neuen Strohdecke liegt. Der blonde Kopf mit dem roten Gesicht und dem rötlichen Bart kriecht einen Augenblick unter der Decke hervor, läßt seine gleichgültig verächtlichen Augen über unsere Britschke schweifen und verschwindet wieder — und mir kommt der Gedanke, daß diese Kutscher sicher nicht wissen, wer wir sind, woher wir kommen und wohin wir fahren . . . .

Anderthalb Stunden bin ich so in die verschiedensten Beobachtungen versenkt und schenke den schiefen Zahlen auf den Meilensteinen keine Aufmerksamkeit. Da beginnt die Sonne mir auf Kopf und Nacken heißer zu brennen, der Weg wird staubiger, der dreieckige Deckel der Teebüchse beginnt mich stark zu beunruhigen, ich wechsele ein paarmal meine Stellung: mir wird heiß, unbequem und unbehaglich. Meine ganze Aufmerksamkeit wendet sich den Meilenzeigern und den Ziffern auf ihnen zu; ich stelle allerhand mathematische Berechnungen an über die Zeit, in der wir die Station erreichen können. „Zwölf Werst sind der dritte Teil von sechsunddreißig, und bis nach Lipzy sind einundvierzig, folglich haben wir zurückgelegt ein Drittel und . . . ?“ und dergleichen mehr.

„Wassilij“, sage ich, da ich merke, daß auf dem Bock der Sandmann zu ihm gekommen ist, — „lasse mich auf den Bock, lieber Freund!“ Wassilij war einverstanden. Wir wechseln die Plätze; er beginnt sogleich zu schnarchen und streckt seine Glieder, daß in der Britschke für niemand mehr Platz übrig ist; und vor mir tut sich von der Höhe herab, auf der ich mich befinde, das schönste Bild auf: unsere vier Pferde, Nerutschinskaja, Djatschok, Ljewaja, das Deichselpferd, und Aptekar, die ich alle bis in die kleinsten Besonderheiten und Schattierungen ihrer Eigentümlichkeiten durch und durch kenne.

„Warum läuft nun Djatschok als rechtes Seitenpferd und nicht als linkes, Philipp?“ fragte ich etwas zaghaft.

„Djatschok?“

„Und Nerutschinskaja hat gar nichts zu ziehen“, sage ich.

„Djatschok darf man nicht links spannen,“ sagt Philipp — und kümmert sich nicht um meine letzte Bemerkung —, „das ist kein Pferd, das man zur linken Seite einspannt. Links muß man ein Pferd einspannen, nun mit einem Wort ein Pferd, und das ist kein solches Pferd.“

Und bei diesen Worten neigt sich Philipp nach rechts, zieht die Zügel mit aller Kraft an und haut den armen Djatschok über den Schwanz und über die Füße auf eine ganz besondere Art, so von unten nach oben, und hört, unbekümmert darum, daß Djatschok aus Leibeskräften anzieht und die ganze Britschke umzuwerfen droht, erst dann auf, als er das Bedürfnis hat, auszuruhen und, Gott weiß warum, seinen Hut auf die Seite zu rücken, obwohl er bisher sehr gut und sehr fest auf dem Kopfe gesessen hatte. Ich benutze diesen glücklichen Augenblick und bitte Philipp, mich „kutschieren“ zu lassen. Philipp gibt mir erst eine Leine, dann die zweite; endlich bekomme ich alle sechs Zügel und die Peitsche in die Hand, und ich bin vollkommen glücklich. Ich bemühe

mich, es in allem Philipp nachzutun und frage ihn, ob ich es gut mache; gewöhnlich aber endet es so, daß er mit mir nicht zufrieden ist; das eine, sagt er, ziehe zu viel und das dort ziehe gar nichts, streckt den Ellenbogen über meine Brust und nimmt mir die Zügel fort. Die Hitze nimmt immer zu, die Schafwölkchen blähen sich auf wie Seifenblasen, steigen immer höher, fließen zusammen und färben sich dunkelgrau. Durchs Fenster der Kutsche erscheint eine Hand mit einer Flasche und einem Bündel; Wassilij springt mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit während der Fahrt vom Bock herunter und bringt uns Käseplätzchen und Kwas.

An einem steilen Abhang steigen wir alle aus und laufen manchmal um die Wette bis zur Brücke; während Wassilij und Jakob die Bremse anziehen und von beiden Seiten mit den Händen die Kutsche zurückdrücken, als ob sie imstande wären, sie zu halten, wenn sie fallen würde. Dann steige ich oder Wolodja mit Mimis Erlaubnis in die Kutsche, und Ljubotschka oder Katinka steigen in die Britschke. Dieser Tausch macht den Mädchen ein großes Vergnügen, denn sie finden mit Recht, daß es in der Britschke viel lustiger ist. Bisweilen bleiben wir auch bei der großen Hitze auf der Fahrt durch das Wäldchen hinter der Kutsche zurück, pflücken grüne Zweige und bauen in der Britschke eine Laube auf. Die fahrende Laube eilt aus Leibeskräften der Kutsche nach, und Ljubotschka quietscht dabei mit gellender Stimme, was sie nie unterläßt, wenn ihr etwas großes Vergnügen macht.

Da ist auch schon das Dorf, in dem wir Mittag speisen und Rast halten sollen. Es duftet auch schon nach Dorf — nach Rauch, Teer, Schaffellen; man hört Gespräch, Schritte, Wagen; die Glöckchen klingen nicht mehr so, wie auf dem freien Felde, und zu beiden Seiten schimmern die Bauernhäuschen mit ihren Strohdächern, den geschnitzten, weißgehobelten Holztreppchen und den

kleinen Fenstern mit den roten und grünen Läden, an welchen hie und da das Gesicht eines neugierigen Bauernweibes herausguckt. Da sind auch die Bauernbuben und die Mädchen in bloßen Hemdchen; mit glotzenden Augen und ausgebreiteten Armen stehen sie unbeweglich auf einer Stelle oder rennen, mit den nackten Füßchen eilig durch den Staub trippelnd und der drohenden Gebärden Philipps nicht achtend, hinter den Wagen her und versuchen auf die Koffer zu klettern, die hinten befestigt sind. Auch die rotblonden Hausknechte kommen von beiden Seiten zu den Wagen herangelaufen und bemühen sich um die Wette, mit Schmeichelworten und Gebärden die Reisenden anzulocken! Brr! das Tor knarrt, der Balken fällt in den Schloßhaken, und wir fahren ein. Vier Stunden Rast und Freiheit!

II.

Das Gewitter.

Die Sonne neigte sich zum Untergang und brannte mir Hals und Wangen unerträglich mit ihren schrägen glühenden Strahlen; die Ränder der Britschke waren so erhitzt, daß man sie nicht berühren konnte; dichter Staub erhob sich den Weg entlang und erfüllte die Luft. Nicht das leiseste Lüftchen wehte, um ihn fortzutragen. Vor uns schaukelte in gleichmäßiger Entfernung der hohe staubige Kasten der Kutsche auf seinen Federn; von Zeit zu Zeit sah man hinter ihm die Peitsche hervorblicken, die der Kutscher schwang, seinen Hut und Jakobs Mütze.

Ich wußte nicht, wo ich hinsollte; weder das vom Staub geschwärzte Gesicht Wolodjas, der neben mir eingeschlummert war, noch die Bewegungen von Philipps Rücken, noch der langgestreckte Schatten unserer Britschke, die im spitzen Winkel hinter uns herfuhr, boten mir Zerstreuung, Meine ganze Aufmerksamkeit war auf die Meilensteine gerichtet, die ich aus der Ferne beobachtete,

und auf die Wolken, die vorhin am Firmament zerstreut waren und jetzt in einen großen schwarzdunklen Knäuel geballt unheilkündend herabhingen. Von Zeit zu Zeit krachte in weiter Ferne ein Donnerschlag. Das war es, was mehr als alles meinen ungeduldigen Wunsch steigerte, so bald als möglich die Herberge zu erreichen. Das Gewitter jagte mir ein unaussprechlich drückendes Gefühl der Bangigkeit und Angst ein.

Zum nächsten Dorfe hatten wir etwa noch zehn Werst, und eine große, dunkelblaue Gewitterwolke, die sich — man sah kaum wie — gebildet hatte, kam, ohne daß der leiseste Wind sie trieb, eilends näher und näher. Die Sonne ist noch nicht von den Wolken bedeckt und erhellt ihre dunkle Gestalt und die grauen Streifen, die von ihr ausgehen und bis ans Ende des Gesichtskreises reichen, mit grellem Lichte. Von Zeit zu Zeit, in weiter Ferne, flammt ein Blitz auf, tönt ein schwaches Rollen, das steigend wächst, näher kommt, in abgebrochenes Geknatter übergeht und das ganze Himmelsgewölbe umfaßt. Wassilij beugt sich über den Bock und stellt das Dach der Britschke auf, die Kutscher ziehen ihre Pelzröcke an und nehmen bei jedem Donnerschlag die Mützen ab und bekreuzigen sich. Die Pferde spitzen die Ohren, blähen die Nüstern auf, als wollten sie frische Luft einziehen, welche die herannahende Gewitterwolke ausströmt, und die Britschke fährt schneller den staubigen Weg dahin. Mir wird beklommen ums Herz, und ich fühle, wie das Blut rascher in meinen Adern kreist. Schon beginnen die vorderen Wolken die Sonne zu verdecken, zum letztenmal hat sie hervorgeblickt, hat die grausig düstere Seite des Horizonts bestrahlt und ist verschwunden. Die ganze Gegend verändert sich plötzlich und nimmt einen düsteren Charakter an. Das Eschenwäldchen erbebt; das Laub nimmt eine schmutzig-graue Farbe an, die sich grell von dem bläulichen Hintergrund der Wetterwolke abhebt, es rauscht und flattert; die Wipfel der großen Birken wiegen

sich hin und her, und Häufchen trockenen Grases fliegen über den Weg. Uferschwalben und weißbrüstige Erdschwalben umflattern in Scharen unsere Britschke, als wollten sie uns zum Halten bewegen, und fliegen unter der Brust der Pferde hindurch; Dohlen durchschneiden mit ihren gespreizten Flügeln schräg die Luft; die Ränder der Lederdecke, die wir festgeknöpft hatten, heben sich, lassen den Zug der feuchten Luft zu uns ein und schlagen, vom Wind getrieben, an den Wagenkasten. Der Blitz flammt auf, als wäre er in unserer Britschke, blendet das Gesicht und erhellt auf einen Augenblick das graue Tuch, die Polster und die in die Ecke geduckte Gestalt Wolodjas. In diesem Augenblick dröhnt unmittelbar über unsern Häupten ein mächtiger Donnerschlag, als stiege er immer höher und höher, immer weiter und weiter, eine ungeheure Spirallinie, und wachse steigend; dann geht er in ein betäubendes Krachen über, das unwillkürlich zwingt zu erzittern und den Atem anzuhalten. Der Zorn Gottes! Wieviel Poesie liegt in dieser Vorstellung des Volks!

Die Räder rollen schneller und schneller hin; an den Rücken Wassilijs und Philipps, der ungeduldig die Zügel schwenkt, erkenne ich, daß auch sie sich fürchten. Die Britschke fährt schnell den Berg hinan und poltert über die Holzbrücke; ich fürchte mich, eine Bewegung zu machen, und von Minute zu Minute erwarte ich unser aller Untergang.

Brr! reißt das Strangholz los, und wir müssen ungeachtet der ununterbrochenen betäubenden Donnerschläge auf der Brücke halten.

Ich habe den Kopf an den Rand der Britschke gelehnt und folge mit atemloser Herzbeklemmung ohne Hoffnung jeder Bewegung der dicken schwarzen Finger Philipps, welcher langsam eine Schlinge knüpft und die Riemen anzieht, indem er das Seitenpferd mit der flachen Hand und der Peitsche beiseite stößt.

Die unruhigen Gefühle der Angst und Bangigkeit wachsen in meinem Innern mit dem Anwachsen des Gewitters. Da aber der majestätische Augenblick der Totenstille kam, die der Entfesselung des Gewitters vorauszugehen pflegt, erreichten diese Gefühle einen solchen Grad, daß ich, wenn dieser Zustand noch eine Viertelstunde gedauert hätte, wie ich überzeugt bin, vor Erregung gestorben wäre. Gerade zu dieser Zeit erscheint plötzlich unter der Brücke in einem schmutzigen, zerfetzten Hemd ein menschliches Wesen mit einem aufgedunsenen blöden Gesicht, mit einem wackelnden, unbedeckten, geschorenen Kopf, mit schiefen, muskellosen Beinen und mit einem roten, glänzenden Stumpf statt einer Hand, den er gerade in die Britschke hineinstreckt.

„Lie—ie—ber Herr! Einem A—ar—men, in Christi Na—men," klingt eine schwächliche Stimme, und der Bettler bekreuzt sich und beugt sich bei jedem Wort bis zur Erde.

Ich kann die Empfindung des eiskalten Entsetzens, das meine Seele in diesem Augenblick erfaßte, nicht beschreiben. Ein Schauer lief über meine Haare, und meine Augen waren mit dem leeren Blick der Angst starr auf den Bettler geheftet . . .

Wassilij, der unterwegs die Almosen zu verteilen pflegt, gibt Philipp seine Anweisungen zur Befestigung des Strangholzes, und erst, da schon alles fertig ist und Philipp die Zügel zusammenfaßt und auf den Bock kriecht, holt er etwas aus der Seitentasche hervor. Kaum aber haben wir uns in Bewegung gesetzt, als ein augenblendender Blitz, der auf eine Sekunde die ganze Schlucht mit einem Feuerschein erleuchtet, in welchem ohne die geringste Zwischenzeit ein so betäubendes Donnerkrachen folgt, daß die ganze Himmelswölbung über uns zusammenzustürzen scheint, die Pferde still zu stehen zwingt. Der Sturm wird noch stärker: die Mähnen und die Schwänze der Pferde, Wassilijs Kutschermantel und die Ränder

des Wagenleders nehmen dieselbe Richtung an und flattern verzweifelt von dem ungeheuren Sturm hin und her getrieben. Auf das Lederdach der Britschke fiel schwerfällig ein dicker Regentropfen . . . , ein zweiter, ein dritter, ein vierter, und plötzlich war es, als trommelte jemand über unseren Häupten, und die ganze Umgegend schallte wider von dem gleichmäßigen Rauschen des herabstürzenden Regens. An den Bewegungen von Wassilijs Ellenbogen bemerkte ich, daß er seinen Geldbeutel aufbindet; der Bettler, der nicht aufhört, sich zu bekreuzigen und sich zu verbeugen, läuft neben den Rädern einher, so daß sie ihn unversehens hätten überfahren können. „In Christi Namen, liebster Herr.“ Endlich fliegt die Kupfermünze an uns vorüber, und das beklagenswerte Geschöpf in dem groben Kittel, der seine hageren Glieder umschließt und durch und durch vom Regen durchweicht ist, wird vom Wind hin und her geworfen — und bleibt wie bewußtlos mitten auf dem Wege stehen und entschwindet meinen Blicken.

Der schräg herabfallende Regen goß, von einem starken Winde getrieben, in Strömen; von dem Friesrücken Wassilijs flossen Bäche in die Pfütze trüben Wassers, die sich auf der Wagendecke gebildet hatte. Der zu Kügelchen geballte Staub verwandelte sich in dichten Schmutz, den die Räder kneteten, die Stöße wurden schwächer, und in den lehmigen Spuren flossen schmutzige Wasserflüßchen. Der Blitz leuchtete breiter und blasser, und das Krachen der Donnerschläge war nicht mehr so erschütternd bei dem gleichmäßigen Rauschen des Regens.

Aber der Regen wird schwächer; die Wetterwolke beginnt sich zu zerteilen in wellenartige Wölkchen, es schimmert leuchtend an der Stelle, wo die Sonne sein sollte, und durch die weißgrauen Ränder der Wetterwolke wird kaum merklich ein Streifen hellen, blauen Himmels sichtbar. Eine Minute später glänzt schon ein

zaghafter Sonnenstrahl in den Pfützen der Straße durch die Linien des dünnen wie durch ein Sieb senkrecht fallenden Regens und auf dem gebadeten, glänzenden Grün des Grases am Wege. Die schwarze Wetterwolke lagert drohend wie vorher an der entgegengesetzten Seite des Himmelsgewölbes, aber ich fürchte sie nicht mehr. Ein unsagbar wonniges Gefühl der Lebenshoffnung erfüllt mich, das die bedrückende Empfindung der Angst schnell ablöst. Meine Seele lacht wie die erfrischte, freudig aufatmende Natur. Wassilij schlägt den Kragen seines Mantels zurück, nimmt seine Mütze herunter und schüttelt sie ab; Wolodja legt die Wagendecke zurück; ich stecke meinen Kopf zur Britschke heraus und sauge gierig die erfrischte, duftige Luft ein. Der glänzende, rein gewaschene Kutschkasten mit den Kistennetzen und Koffern schaukelt vor uns; die Rücken der Pferde, das Geschirr, die Zügel, die Eisenreifen — alles leuchtet im feuchten Schimmer wie mit Firnis überzogen. Auf der einen Seite des Weges zieht sich ein unabsehbares Winterfeld hin, hie und da von flachen Tälern durchschnitten, es glänzt von feuchtem Boden und Rasen und breitet sich wie ein dunkler Teppich bis ans Ende des Gesichtskreises; von der anderen Seite steht ein Eschenwäldchen, von Nuß- und Faulbäumen unterwachsen, wie im Überschwang des Glücks, es rührt sich nicht und weint langsam helle Regentropfen von seinen frischgebadeten Zweigen auf das trockene vorjährige Laub herab. Von allen Seiten kreisen die geschopften Lerchen mit lustigem Lied und schießen schnell hernieder; in den feuchten Sträuchern vernimmt man die geschäftige Bewegung der kleinen Vögelchen, und aus der Tiefe des Wäldchens klingen hell die Rufe des Kuckucks. So berauschend ist der wundersame Duft des Waldes nach dem Frühlingsgewitter, der Duft der Fichte, des Veilchens, des welken Laubs, der Morcheln, des Faulbaums, daß es mich im Wagen nicht mehr duldet, ich springe vom Fußtritt, eile in die Sträucher,

und unbekümmert darum, daß er mich mit Regentropfen überschüttet, pflücke ich die feuchten Zweige des aufgegangenen Faulbaumes, schlage mit ihnen mein Gesicht und sauge ihren wundervollen Duft ein. Ohne selbst darauf zu achten, daß an meinen Stiefeln große Schmutzklumpen kleben und meine Strümpfe schon lange durchnäßt sind, eile ich durch den Schmutz watend auf das Fenster der Kutsche zu.

„Ljubotschka! Katjenka!“ rufe ich und reiche einige Faulbaumzweige hinein, — „sieh, wie schön!“

Die Mädchen quietschen, kreischen; Mimi schreit, ich solle fortgehen, sonst überfahren sie mich bestimmt.

„Riech' doch, wie es duftet!“ rufe ich.

III.

Neue Anschauungen.

Katjenka saß neben mir in der Britschke; sie hielt ihr hübsches Köpfchen vorgeneigt und folgte nachdenklich dem unter den Rädern entschwindenden Staubwege. Ich sah sie schweigend an und staunte über den unkindlich wehmütigen Ausdruck, den ich zum erstenmal auf ihrem rosigen Gesichtchen wahrnahm.

„Wir kommen nun bald nach Moskau,“ sagte ich, „wie denkst du wohl, sieht es aus?“

„Ich weiß nicht“, antwortete sie unwillig.

„Aber doch, was glaubst du wohl, ist es größer als Serpuchow oder nicht? . . . .“

„Was?“

„Ach nichts.“

Aber mit dem instinktiven Gefühl, mit welchem ein Mensch des anderen Gedanken errät, und das den Leitfaden des Gesprächs bildet, begriff Katjenka, daß ihre Gleichgültigkeit mir weh tat; sie richtete den Kopf empor und wandte sich zu mir.

„Hat euch der Papa gesagt, daß wir bei der Großmutter wohnen werden?“

„Ja; die Großmutter will ganz mit uns zusammenwohnen.“

„Und werden wir alle zusammenwohnen?“

„Versteht sich; wir werden oben wohnen in der einen Hälfte; ihr — in der anderen; der Papa — im Seitenflügel; und speisen werden wir alle zusammen unten bei der Großmama.“

„Maman sagt, Großmutter sei so ernst — so böse?“

„O nei—n! Das scheint nur in der ersten Zeit so. Sie ist ernst, aber durchaus nicht böse; im Gegenteil, sehr gut und heiter. Hättest du gesehen, was für ein Ball zu ihrem Geburtstag bei ihr war!“

„Und doch fürchte ich mich vor ihr, und dann wer weiß, ob wir uns . . . .“

Katjenka verstummte plötzlich und versank wieder in Gedanken.

„Wa—as?“ fragte ich unruhig.

„Nichts, es hat nichts zu sagen.“

„Aber nein, du hast doch gesagt: ‚wer weiß‘ . . .“

„Du hast gesagt, es war ein so schöner Ball bei Großmama.“

„Ja, es ist schade, daß ihr nicht dabei waret; Gäste waren eine Unmenge da, an tausend Menschen, Musik, Generale, und ich habe getanzt . . . . Katjenka!“ sagte ich plötzlich und unterbrach mich mitten in meiner Beschreibung: „du hörst nicht?“

„O, ich höre schon; du sagst, du hast getanzt.“

„Warum bist du mißgestimmt?“

„Man kann doch nicht immer lustig sein.“

„Nein, du hast dich sehr verändert, seit der Zeit, da wir aus Moskau gekommen sind. Sag’ mir die Wahrheit,“ fügte ich mit einem entschiedenen Ausdruck hinzu und wandte mich zu ihr: „warum bist du so sonderbar geworden?“

„Ich soll sonderbar sein!" erwiderte Katjenka mit einer Lebhaftigkeit, welche bewies, daß meine Bemerkung sie interessierte, „ich bin gar nicht sonderbar."

„Nein, du bist nicht mehr so wie früher", fuhr ich fort; „früher konnte man sehen, daß du in allem zu uns hieltest, daß du uns wie Brüder betrachtetest und uns so liebtest, wie wir dich, und jetzt bist du so ernst geworden, hältst dich von uns fern . . . ."

„Nein, gewiß nicht . . . ."

„Nein, laß mich ausreden," unterbrach ich sie, und ich fühlte schon das leise Kitzeln in der Nase, das den Tränen vorausgeht, und Tränen traten mir immer in die Augen, wenn ich einen lange unterdrückten Herzensgedanken aussprach, „du hältst dich fern von uns, du sprichst nur mit Mimi, als ob du uns nicht mehr kennen wolltest."

„Man kann sich doch nicht immer gleich bleiben; man muß sich doch auch einmal verändern", antwortete Katjenka. Sie hatte die Gewohnheit, alles durch eine fatalistische Notwendigkeit zu erklären, wenn sie nichts anderes zu sagen wußte.

Ich erinnere mich, wie sie einmal in einem Streit mit Ljubotschka, die sie „dummes Mädchen" genannt hatte, sagte: „nicht alle können klug sein, es muß auch Dumme geben"; ich gab mich aber nicht mit der Antwort zufrieden, daß man sich einmal verändern müsse, und setzte meine Fragen fort.

„Warum muß man das?"

„Wir werden doch nicht ewig zusammenbleiben", antwortete Katjenka, leicht errötend und den Blick starr auf Philipps Rücken heftend. „Meine Mama konnte mit eurer seligen Mama zusammenbleiben, sie waren sehr befreundet; ob sie aber mit der Gräfin, die, wie man sagt, so böse sein soll, stimmen wird, weiß Gott. Und auch sonst, einmal müssen wir uns doch trennen; ihr seid reich — ihr besitzt Petrowskoje; und wir sind arm — Mama hat gar nichts."

Ihr seid reich — wir sind arm. Diese Worte und die Begriffe, die mit ihnen verbunden sind, erschienen mir außerordentlich seltsam. Arm konnten nach meinen damaligen Vorstellungen nur Bettler und Bauern sein — und diesen Begriff von Armut vermochte ich in meiner Vorstellung nimmer mit der anmutigen, hübschen Katjenka zu vereinigen. Ich glaubte, Mimi und Katjenka müßten, wie sie bisher immer mit uns zusammen gewesen waren, auch in alle Ewigkeit bei uns bleiben und alles mit uns teilen. Anders könnte es gar nicht sein. Jetzt aber schwirrten tausend neue unklare Gedanken, die ihre Gleichstellung mit uns betrafen, durch meinen Kopf, und mich erfaßte eine solche Scham darüber, daß wir reich waren und sie arm, daß ich errötete und nicht wagte, Katjenka ins Gesicht zu sehen.

„Und wenn wir auch reich und sie arm sind?“ dachte ich — „warum folgt daraus die Notwendigkeit einer Trennung? Warum sollen wir nicht gleichmäßig teilen was wir haben?“ Ich begriff aber, daß es sich nicht ziemte, mit Katjenka darüber zu sprechen, und ein gewisser praktischer Instinkt sagte mir schon, im Gegensatz zu diesen logischen Betrachtungen, daß sie recht habe und daß es nicht passend sei, ihr meine Gedanken zu entwickeln.

„Wirst du wirklich von uns gehen?“ sagte ich, „wie wird es möglich sein, daß wir getrennt leben?“

„Was hilft's, es tut mir selbst weh; aber wenn es wahr wird, weiß ich, was ich tue . . . .“

„Du gehst zur Bühne? . . . . Dummheit!“ fiel ich ihr ins Wort, denn ich wußte, daß es stets ihr Lieblingsgedanke war, Schauspielerin zu werden.

„Nein, das habe ich gesagt, als ich ein Kind war . . .“

„Was also willst du tun? . . . .“

„Ich gehe ins Kloster, dort will ich wohnen, in einem schwarzen Kleidchen, in einem Sammetmützchen umhergehen.“

Katjenka brach in Tränen aus.

Ist es dir, lieber Leser, zu einer bestimmten Stunde des Lebens begegnet, plötzlich gewahr zu werden, daß deine Anschauung von den Dingen sich vollkommen verändert, als ob alle Gegenstände, die du bisher gesehen hast, dir plötzlich eine andere noch unbekannte Seite zugekehrt hätten? Eine solche moralische Umwandlung vollzog sich in mir zum erstenmal während dieser Reise, von der ich den Anfang meines Knabenalters zähle.

Mir stand zum erstenmal klar der Gedanke fest, daß wir, d. h. unsere Familie, nicht allein auf der Welt seien, daß wir nicht den Mittelpunkt aller Dinge bilden, und daß auch sonst noch Leute leben, die nichts mit uns gemein haben, die sich nicht um uns kümmern, ja, die gar keine Ahnung haben von unserem Dasein. Gewiß, ich habe das auch vorher gewußt, aber ich habe das nicht so gewußt, wie ich es jetzt erkannte, es war mir nicht zum Bewußtsein gekommen, ich hatte es nicht empfunden.

Ein Gedanke wird zur Überzeugung nur auf einem ganz bestimmten Wege, der oft völlig unerwartet und verschieden von den Wegen ist, welche ein anderer Geist durchläuft, um dieselbe Überzeugung zu gewinnen. Für mich war das Gespräch mit Katjenka, das mich tief gerührt und mich veranlaßt hatte, über ihre zukünftige Lage nachzudenken, dieser Weg. Wenn ich die Dörfer und Städte betrachtete, durch die wir fuhren, in welchem jedes Häuschen wenigstens von einer Familie wie die unsrige bewohnt war; die Frauen, Kinder, die mit augenblicklicher Neugier unserem Wagen nachschauten und für immer unseren Augen entschwanden; die Krämer, die Bauern, die uns nicht grüßten, wie ich das gewohnt war in Petrowskoje, sondern uns nicht eines Blickes würdigten — da trat mir zum erstenmal die Frage vor die Seele: was mag sie wohl beschäftigen, wenn sie sich so gar nicht um uns kümmern? Aus dieser Frage folgten andere, wie und wovon sie leben, wie sie ihre Kinder erziehen, ob sie sie unterrichten, ob sie sie spielen lassen, wie sie sie strafen usw.?

Nächtliche Schaufenster.

Von **Max Dauthendey,** Geschichten aus den vier Winden.

Wenn ich spät nach Mitternacht in der Potsdamerstraße nach Hause ging, eilte ich mich meistens nicht sehr, denn die Nachtluft kam mir erfrischend entgegen. Sie war wie ein Wanderer, der aus Grenzwäldern über Flüsse und Seen herkam und über Berlin hinschritt. Und während ich von einer Laterne zur andern ging, war die Nachtluft schon über die Provinz Brandenburg fortgezogen an die Elbe, an den Rhein, und im Vorübergehen hatte sie mich leicht verhext und hatte mir Meilengedanken gegeben, so daß ich darnach nicht mehr zwischen Laternen weiter ging, sondern fort über mich selbst.

Auf einer Plakatsäule sah ich in einer Nacht einen großen Tigerkopf. Darunter stand „Indien in Berlin". Der gefleckte Tigerkopf sah aus gelbem Bambusröhricht heraus und war ein praller Katzenkopf; über ihm lag ein bleichblau gemalter Himmel.

Eine Weile schien mir dann, als ginge ich durch indische Dschungeln, indessen ich doch nur auf dem Streifen breiter Pflasterplatten wandelte, die sich als eine lange Zeile in der Mitte der Bürgersteiges hinzogen.

Die vielen offenen und dunkeln Schaufensterscheiben glitzerten neben mir wie mondbeschienene Gewässer auf, ähnlich den heimlichen Tränkestätten von Raubtieren, die unhörbar durch die Dschungeln schleichen. Eine Autohuppe brüllte manchmal in einer Nebengasse. Dieser Laut wurde mir fast zu Löwengeheul. Und schleifte der

Gummireifen eines vorbeisausenden Autos mit surrendem Laut über den glatten Asphalt des Fahrdammes, dann waren da in der Vorstellung galoppierende Dickhäuter, pfauchende Nashornherden und aufgescheuchte Scharen von Nachtvögeln, die vorbeifegten.

Ich blieb an einem Schaufenster stehen. Das kannte ich gut. Dort stand ich immer eine Weile in jeder Nacht und nahm mir vor dem Schlafengehen Zeit, die lebende gefiederte Ware einer Vogelhandlung zu bedauern.

Da waren in Drahtkäfigen chinesische Nachtigallen mit roten Schnäbeln und grüngelber Brust. Und smaragdgrüne Sittiche aus Australien und afrikanische Finken, silbergrau wie deutsche Schwalben und mit korallenroten Schnäbeln. In einem Käfig allein saß eine deutsche schwarze Amsel, und ein anderer Käfig war voll mit zitronengelben Kanarienvögeln. Da waren auch Käfige mit Turteltauben, deren Federleib war silbrig und weiß wie Holzasche.

Alle diese Vögel saßen in ihren Drahtzellen wie bestrafte Verbrecher. Die meisten von ihnen waren zwar im Käfig geboren, aber ich mußte nachgrübeln, was wohl ihre Vorfahren in China, Afrika, Australien begangen haben mochten, daß ihre Kindeskinder hier, verbannt und gefangen, im Schaufenster der Potsdamerstraße ihre Lebenstage verbringen mußten.

Das elektrische Licht der nächsten Straßenlaterne sah schrecklich grell durch die glänzenden Drahtstäbe der Gitter auf die dünnen geschlossenen Augenhäute der kleinen unruhigen Schläfer. Das scharfe unnatürliche Licht mußte noch den Schlaf der Gefangenen schmerzhaft machen. Und die brüllenden Autohuppen, deren Fahrzeuge mit Gedröhn während der ganzen Nacht die große Stadt durchrasten, mußten die feinen musikalischen Ohren der Singvögel noch im Schlaf quälen.

Vögel, die gewöhnt sind, in lauschigen Buschverstecken

in der Urstille ewiger Wälder zu nisten, zu picken, zu flattern und die grünen Dämmerungen der Blättergehäuse alter Bäume zu durchfliegen, hatten hier einen kaum fußbreiten Raum zwischen den blitzenden Metallgittern. Aber sie schienen sich sanft und gütig zu bescheiden und schienen mir weiser zu sein als ihre Gefangenenwärter.

Einmal hatte ich am Tage hier an dem Schaufenster um die Mittagsstunde mit den Händen in den Taschen einen armen, ganz dürftig gekleideten Arbeiter stehen sehen. Der schien sich in das Leid der Vögel hineingedacht zu haben. Er sah andächtig jedes Tierchen an und war verwundert, wie mir schien, daß diese schönen geflügelten Geschöpfe kein besseres Schicksal hatten als das des Gefängnisses. Nicht einmal ihren Gesang konnten sie genießen. Denn es singen die verschiedenen Vogelarten zu gleicher Zeit lärmend durcheinander. Es sang der Weltteil Afrika, der Weltteil Australien, der Weltteil Asien. Die Spitzen der Flugfedern an Schwanz und Flügeln haben sich die Vögel an den Gittern abgestoßen. Am Tag fallen ihnen die Augen vor Müdigkeit zu, und nachts reißen sie sie auf vor Schrecken und gequält von dem stechenden, kaltweißen Bogenlicht der Straße und von den wütend jagenden Automobilen.

Um zwei Uhr, drei Uhr, vier Uhr nachts rücken die armen Vögel immer noch unruhig hin und her, zu müde, um wach sein zu können, und zu wach gehalten, um einschlafen zu können.

Ich kam mir unbehaglich wie ein großer wandelnder Turm vor, solange ich vor den winzigen Vögelchen stand, und so ging ich weiter an den Glaswänden der Schaufenster entlang. Es ist da auch ein Blumenladen, den eine Dame besitzt, die am Tage immer mit schönen frauenhaften Bewegungen frische Blumen dort ausstellt, geschmackvoll in Vasen und Körben geordnet, und die ein Band oder ein Buch in die Nähe der Blumen legt und an den grauen Wandschirm, der im Hintergrund des

Schaufensters steht, ein Bild hinhängt, das einer beliebten Tänzerin, oder einen alten Kupferstich, darstellend eine längst verstorbene Prinzessin.

Hier erhole ich mich etwas von meinem Leid. Vielleicht leiden abgeschnittene Blumen ebensoviel wie eingesperrte Vögel. Aber sie sind nicht Fleisch und Blut, und deshalb leide ich bei ihnen ebensowenig, als ich mit meinen Haaren leide, wenn ich sie schneiden lasse.

Wie gerne möchte ich einer Einbrecherbande angehören, dachte ich neulich. Die müßte aber nicht einbrechen des Diebstahls wegen, sondern der Ordnung wegen. Dann würde ich nachts die Tür der Vogelhandlung aufbrechen und mit meinen Spießgesellen alle Käfige herausholen. Fliegen würde ich die Vögel nicht lassen. Sie würden sonst verhungern und erfrieren. Ich würde aber die Tür auch des Blumenladens aufbrechen, und dort in der lauwarmen Luft wollte ich alle Futternäpfe der Vögel zwischen die Schalen der Anemonenvasen stellen, zwischen die Körbe voll Hyazinthen, zwischen die dicken Efeukränze und um den hohen Krug, darin die Weidenruten voll Silberkätzchen stecken. Und über den Töpfen der Mimosen bei den gespenstig geformten Figuren der Orchideenblüten und bei den geisterhaft weißen Bechern der Callablüten, dort würde ich die fliegenden Bewohner von Afrika, Australien und Asien es sich wohl sein lassen.

Einige Häuser weiter von dieser Blumenhandlung ist, ehe ich zu meiner Haustüre komme, noch solch ein exotischer Sklavenmarkt. Dort sitzen im Schaufenster neben kleinen Affen und Papageien in winzigen Käfigen weiße Mäuse und in Gläsern Laubfrösche.

Kein Schaufenster von ganz Berlin ist am Tage so von Leuten aller Stände besucht wie dieses, an dem ich immer vorüber muß, wenn ich aus dem Hause trete. Dort habe ich Bekanntschaft gemacht mit einem Mamosettäffchen. Ich habe keine Ahnung, warum das Tier

Mammosett heißt. Aber der Name steht auf einem Zettel am Käfig. Und ich denke immer, der Name müßte von Mimose kommen, da das Tier von mimosenhafter Empfindsamkeit ist. „Wird sehr zahm“ steht auch daneben. Das glaube ich gern. Gewöhnlich, wenn die Tiere sehr zahm geworden sind, sterben sie weg, wie jenes Pferd, von dem der Bauer behauptete, daß es von der Luft allein leben könnte, und das starb, als es sich eben ans Hungern gewöhnt hatte.

Mammosett erschien um die Weihnachtszeit im Schaufenster. Trotzdem es in diesen Tagen Lawinen schneite, blieben alle Leute stehen, um Mammosett zu betrachten. Das winzige, nur handgroße Äffchen ist „das kleinste Äffchen der Welt“, — das steht auch auf dem Zettel am Käfig. Aber ich finde, trotzdem hätte man Mammosett nicht in einen Kanarienvogelkäfig sperren dürfen. Denn auch seine Winzigkeit verlangt Bewegung und Freiheit. In den ersten Tagen sprang das Tierchen wie irrsinnig in seinem Käfig herum, ähnlich den weißen Tanzmäusen in den Nebenkäfigen, die Tag und Nacht um eine Spule rennen. Die kamen mir immer vor wie kleine tanzende Derwische, die heftig rund herum rennen, damit sie eines Tages tot umfallen und so aus der Gefangenschaft des Lebens befreit sind.

Ich erkundigte mich in der Tierhandlung, was Mammosett kostet. Aber ich hörte am selben Tag von einer Dame, daß diese Äffchen, wenn sie zahm werden, alles zerreißen, was ihnen unter die Finger kommt. Seit ich das weiß, möchte ich auch hier beim Mammosettäffchen Einbrecher werden und Mammosett befreien. Und ich hab mir schon eine Geschichte ausgedacht, wie dieses Mammosettäffchen, frei gelassen, alle seine Mitgefangenen, die Papageien, die Mäuse und die Laubfrösche, und zuletzt den Tierhändler selbst in kleine Stückchen zerreißen würde. Vom Tierhändler müßte das Äffchen jeden Tag nur ein Stückchen abreißen, einmal ein Ohr-

läppchen, einmal einen Nasenflügel einmal einen Haarschopf, bis der Tierhändler daläge wie ein zerstückelter Brief im Papierkorb.

Jetzt, nach zwei Monaten, ist das Äffchen in seinem Käfig ruhiger geworden, „zahm" würde der Tierhändler sagen. Ich sage „todesmatt". Es kauert in einem Häufchen Holzwolle und knabbert manchmal an einem Kuchenstück und zittert den ganzen Tag.

Auf der Stange des Käfigs, darauf eigentlich ein Kanarienvogel sitzen sollte, kauert mühsam das Äffchen. Die Stange ist zu schmal, und es fällt oft herunter. Wenn es sich in dem winzigen Gitterraum bewegen wollte, müßte es sich rund um sich selbst bewegen wie die weißen Mäuse und müßte irrsinnig werden. Weil es aber ein sanftes Tierchen ist, so will es keines irrsinnigen, sondern eines sanften Todes sterben. Es wird also scheinbar zahm, das heißt, es sitzt auf einem Fleck und stirbt langsam ab.

Wenn ich die nächtlichen Straßen hinauf und hinunter sehe, so scheinen mir die menschlichen Häuser auch nichts anderes als steinerne Käfige zum Zahmwerden und zum Absterben.

An einer Straßenecke stand während zweier Monate in jeder Nacht um zwei, drei, vier Uhr eine und dieselbe Frau. Sie war gekleidet wie eine Hausmeisterin in ein einfaches Hauskleid und hatte nur ein wollenes Tuch über dem Kopf und über der wollenen Manteljacke. Armselig, aber atemlos lauernd, stand sie immer am selben Fleck. Sie w a r t e t e nicht auf jemanden, aber sie h o r c h t e nach jemandem hin. Sie horchte nach der Richtung einer Haustüre hin. Sie war eine vertrocknete, abgearbeitete Frau, die sich durch Spionage einen Nachtverdienst machte, das erfuhr ich eines Abends. Im Haus aber, das sie behorchte, sang oft in der Nacht im Oberstock eine Frauenstimme.

Wenn ich mit Freunden dort vorbei ging, oder wenn

ich allein aus Theatern und Gesellschaften kam, immer stand diese Aufpasserin an dem Gitter des Vorgartens, angewurzelt wie ein Baum. Immer horchte sie nach jener Haustüre hin, aber nicht immer sang die Frauenstimme in der einzelnen Villa.

Eines Abends, als ich eben wieder von meiner Vogelhandlung und von dort zur Blumenhandlung und von dort zum Mammosettäffchen gewandert war, kam eine vornehme Dame aus dem Schatten eines Haustores. Sie schien mir wie von der Nachtluft aus irgendeiner fremden Stadt hergeweht auf die Potsdamer Straße. Vielleicht hatte sie mich schon längst beobachtet und hatte mich bei den gefangenen Vögeln, dann bei den gefangenen Blumen und jetzt bei dem gefangenen Äffchen stehen sehen.

„O, mein Herr,“ sagte sie, „darf ich Sie um einen Dienst ersuchen?“ Und ihre Stimme war wehklagend wie die Stimme einer Gefangenen. „Würden Sie mir den Gefallen tun, jene Frau dort um die Ecke anzureden und zu fragen, warum sie immer Nacht für Nacht dort steht, und wer sie dort hingestellt hat zum Aufpassen?“

„Gern“, sagte ich. „Ich bin selbst neugierig, es zu wissen.“

„Ich werde Sie hier erwarten“, sagte die erregte Dame. Ihre Brust hob und senkte sich, und ihr zitternder Atem kam wie ein feiner Nebel aus ihrem Schleier und verflüchtigte sich in der eisigen Nachtluft.

Dieser feine graue Hauch aus den Lippen der sichtbar Geängstigten trieb mich zur Eile an.

Ich ging und zwang meine Schritte, daß sie möglichst gleichgültig schienen. Ich bog um die Straßenecke und ging dort zuerst an dem horchenden kleinen ältlichen Weib vorbei. Ich sah sie gar nicht an. Dann wendete ich wieder einige Schritte um und ging langsam denselben Weg zurück. Dabei betrachtete ich die Aufpasserin

genau, denn sie sah mir unter der Laterne, wo sie stand, ins Gesicht.

Ihr dumpfrotes dickes Kopftuch war ein wenig vom Schädel zurückgerutscht, und sie sah mit dem grauen platten Haar elend und armselig aus. Aber ihre kleine Stirn hatte etwas hartnäckig Ausdauerndes wie ein Stein, den man vergeblich auf Steine stößt und der nicht zerspringt. Mager und blutleer, ausgekältet von ewigen Nachtfrösten, stand sie dort. Aber nicht zusammengekauert vom Elend, sondern verzweifelt, halsstarrig wie ein Nagel, der spitz aus einer Kiste heraussteht, und an dem sich alle Vorübergehenden die Kleider zerreißen. Der Nagel aber weicht nicht, er sticht und reißt jeden in die Haut, der unvorsichtig in seine Nähe kommt. So stand diese Gestalt seit Monaten von Mitternacht bis zum Morgengrauen und wich nicht und änderte ihren Standplatz nie.

Sie hatte keinen wirklichen Blick in ihren Augen. Trotzdem sie mich anstarrte, schien sie mich nicht zu sehen. Sie horchte nur, immer weilte ihre Aufmerksamkeit nur in ihren Ohren. Man merkte es ihr aber an, daß sie geschäftsmäßig, auf Bestellung und für Bezahlung dastand, denn sie zeigte in Haltung und Miene ärmlich weiblichen Pflichteifer.

„Sagen Sie mir," fragte ich laut und dabei lächelnd und blieb eine Sekunde im Gehen stehen, „warum um Gottes willen warten Sie Nacht um Nacht bis zum Morgen hier? Ich habe Sie nun schon oft beobachtet. — Dürfen Sie es nicht sagen?" fuhr ich fort, als sie schwieg. Sie hatte mich einen Augenblick von der Seite angesehen, beinahe ebenfalls belustigt wie ich, dann aber starrte sie mit abgewendetem Gesicht nach einer andern Himmelsrichtung, wie ein Hund, den man anredet, und der fortsieht und sich besinnt, ob er böse werden soll oder nicht.

„Na, wenn Sie es nicht sagen wollen", sagte ich

gedehnt und wartete, um ihr Zeit zu lassen. Sie aber sah immer starr in die Seitenstraße und rührte sich nicht.

„Wenn Sie nichts sagen dürfen —", lachte ich und ging langsam und nahm mir vor, wenn nicht heute, dann doch morgen von neuem zu fragen. Aber diese Frau würde sicher nie antworten, sagte ich mir zugleich. Sie mußte ihr Geld verdienen und verdiente es nur, wenn sie schwieg und horchte. Mir schien, man hätte ihr ein Stemmeisen zwischen die Lippen stoßen können, sie hätte keinen Laut von sich gegeben und den Mund nicht geöffnet. Dieses war mein Eindruck. Welch schrecklicher Gefangenwärter war sie! Und wessen Gefängnis mochte sie bewachen? —

Ich bog in die Seitenstraße und ging bis zur Potsdamer Straße zurück. Dort fand ich die Dame im Schatten eines tiefen Haustores, auch stand ein Automobil am Straßenrand, dessen Tür offen war.

Ich schüttelte von weitem den Kopf, und die Fremde nickte und kam mir entgegen. „Ich wußte, daß diese Kreatur nichts verraten würde", klagte die Dame enttäuscht. „Ich habe sie neulich bereits selbst gefragt und habe sie befragen lassen, aber sie antwortet niemandem. Sie bewacht nämlich die Haustüre einer unglücklichen Freundin von mir. Und ich möchte wissen, ob der ungetreue Mann meiner Freundin oder andere Leute diese reinste aller Frauen beobachten lassen, um sie in Verdacht zu bringen." Sie dankte mir dann und entschuldigte sich und ging zum Auto, das ein Privatwagen war. Ich hatte das Fahrzeug vorher in meiner Überraschung, und da ich in Gedanken am Schaufenster bei dem Mammosettäffchen gestanden hatte, gar nicht bemerkt. Der Wagenschlag wurde vom Kutscher zugeworfen, und die Dame flog wie der Nachtwind aus meiner Sehweite fort. Ich stand und wunderte mich eigentlich gar nicht. Denn daß ein Geheimnis, eine Grausamkeit, eine Ungerechtigkeit mit der geheimnisvollen nachtwachenden Kreatur drüben

um die Straßenecke in Verbindung stand, das hatte ich mir schon lange gedacht.

An einem der nächsten Abende begleitete ich eine mir befreundete Dame vom Künstlertheater nach Hause, und da es eine sternhelle Nacht war, wollte meine Begleiterin nicht fahren, sondern sie wollte schlendern und die Nachtluft atmen. Wir kamen in der Nettelbeckstraße an dem Schaufenster eines Juweliers vorüber, das die ganze Nacht über beleuchtet dasteht. In diesem Laden gibt es nur alte Schmucksachen, alte Familienschmuckstücke, Familiensilber, altmodische Fingerringe. Da sind viele ergraute Perlen, müde gewordene Edelsteine, graue matte Rosensteine in grauen, trüb gewordenen Silberfassungen.

Wir standen und ließen unsere Augen wühlen und freuten uns, uns gegenseitig zu überraschen mit unserer Vorliebe für die verschiedenen Steine, indem wir in allen Verstecken des Schaufensters nach besonders edlen Fassungen und besonders schönen Schmuckstücken suchten.

Bei diesem lässigen Spiel kam mir der Gedanke, daß die alten Schmuckwaren hinter der Glasscheibe mehr Sorge als Freude in sich trügen, und daß das Schaufenster aussah wie voll Gefangener, die da, herausgerissen aus ihren Lebenswegen, warten mußten, bis sie aus dem Fenster befreit würden, bis sie wieder an warmen Menschenhänden, an zarten Frauennacken, in Frauenhaaren und an Frauenwangen leuchten, aufleben und frei sein durften. Denn das Leben der Steine beginnt erst, wenn sie in Schönheit getragen werden, bei festlichem Licht und festlichem Blut.

Und ich mußte bei den alten gefangenen Edelsteinen an die Schaufenster voll gefangener Vögel, Blumen und Affen denken.

Ich sagte dieses zu meiner Begleiterin, und im Anschluß an die Erzählung von meinen nächtlichen Schaufenstern berichtete ich ihr auch mein Erlebnis mit der Dame und der Aufpasserin, die jenes Haus allnächtlich bewachte.

Meine Freundin wollte sofort, daß wir die Aufpasserin besuchen sollten. Wir kamen dann vor jenes Haus, aber wir vermieden die Häuserseite und gingen unter den winterkahlen Bäumen der anderen Straßenseite am Rande eines schwarzen Kanalwassers entlang.

Wir sahen die Frau wieder horchend am Eisengitter des Vorgartens stehen, oben aber in der Villa, deren Tür die Aufpasserin ins Auge gefaßt hatte, waren zwei erleuchtete Fenster.

Meine Begleiterin, die ein sehr feines Gehör besitzt, sagte plötzlich zu mir: „Hören Sie doch, im Hause singt eine Frauenstimme!“

Wir standen hinter einem breiten Baumstamm still, und in den Pausen, die zwischen dem Lärm vorübersausender Autos nur sekundenweise eintraten, hörten wir einen wundervollen Gesang. Dazu die feine Begleitung eines Instrumentes.

Ich hätte die Autos aufhalten mögen, die sich immer wieder an dem Kanal und der Baumreihe entlangstürzten und die mich nur kleine Stücke des großen Liedes auffangen ließen.

„Eine Sängerin“, sagte meine Begleiterin mit begeisterten Augen. „Und zwar muß es eine große Sängerin sein, denn ihre Stimme ist herrlich.“ „Sie singt,“ sagte ich, „sie singt so erschütternd und ergreifend. Es ist, als schluchzt sie die Töne, als wäre sie eine weinende Quelle in einem heiligen Hain, wo die Bäume dunkel und feierlich nicht rauschen dürfen, solange die Quellenstimme singt.“

Wir standen lange still. Dann verdunkelte sich oben das eine Fenster, und für einen Augenblick erschien der dunkle Umriß einer schöngebauten Frauengestalt hinter dem Vorhang, die in Haltung und Wuchs edel war wie ihr Lied. Es war eine hoheitsvolle mütterliche Erscheinung. Der Kopf schien in den bestirnten Nachthimmel zu schauen, und mir war, als trüge sie noch die

Rhythmen des Liedes wie große Schwingen an ihrer aufgerichteten Gestalt. Das Aufpasserweib unten am Vorgarten stierte hoch und ging langsam, wie beunruhigt, einige Schritte von der Haustüre fort. Dann wurde nach einer Weile das Licht oben ausgelöscht. Das Haus lag wie ein toter Käfig bei den andern Häuserkäfigen. Und die Aufpasserin stand wieder an ihrem Platz wie eine Schildwache. Wir gingen dann weiter. Meine Begleiterin war nachdenklich geworden. Sie schien im Geist in jenes Haus eingedrungen zu sein, um die bewachte und singende Frau dort auszuforschen. Aber sie schien dabei ebensowenig eine Antwort zu bekommen wie ich damals, als ich die Aufpasserin in jener Nacht gefragt hatte.

„Sie ist unglücklich und kann dabei noch singen, wunderschön singen, verstehen Sie das?“ fragte sie mich dann.

„Das tun die Nachtigallen auch, die unglücklich sind, wenn sie eingesperrt sind, sie singen um so schöner, je dunkler es um sie wird“, mußte ich erwidern. „Aber warum ist sie bewacht, wenn sie engelrein ist, wie ihre Freundin sagte? Verstehen Sie das?“ fragte sie mich hartnäckig weiter.

„Der Schuldige belauert immer den Unschuldigen. Ihr Mann soll ihr untreu sein, hat jene Dame neulich nachts gesagt“, suchte ich zu erklären.

„Aber warum trennen die beiden sich nicht, warum? Können Sie mir das erklären?“

„Das kann ich nicht erklären“, sagte ich darauf.

„Aber Sie müssen es mir erklären“, bat meine Begleiterin ängstlich. „Ich fühle, ich kann in dieser Nacht nicht schlafen und werde immer an jene singende Frau denken müssen, die ihren Gram, ihren Herzkummer und ihre Einsamkeit sich fortsingen muß.“

Und welche Stimme, dachte ich bei mir: so singen nur die Erzengel vor Gottes Thron, so mächtig, wenn sie aufweinen über die Schmerzen der Welt.

„Erklären Sie mir das Geheimnis! Erklären Sie mir, wie kann man Ungerechtigkeit erdulden, ohne sich zu wehren?“

„Wie wehren sich die gefangenen Singvögel, wie wehren sich wehrlose Frauen? Sie singen aus Notwehr, wenn sie Stimme und angeborene Musik in sich tragen; sie singen sich ihr Weh vom Leibe. Sie singen sich vom Gift der Qualen frei. Anders wehren sich die, die innerlich singen können, nie.“

Wir erwarten das Blissinger Boot.

Aus: Erzählungen an Bord von Alfons Paquet.

„Ich weiß nicht mehr, wie eigentlich jenes kleine Dorf an der englischen Küste heißt, in dem ich damals übernachtete. Ich weiß nicht einmal mehr den Namen des kleinen sauberen Matrosenwirtshauses, in das mich mein Führer brachte, wofür ich ihm aus Dankbarkeit einen Schilling gab, denn es war mir ein finsterer, unheimlicher Weg gewesen, auf dem er mir, ohne ein Wort zu sagen, vorangegangen war. Ich war damals fünfzehn Jahre alt.

Ich war um halb zehn Uhr abends vom Holbornviadukt mit dem Kontinentalzuge bis Queenboro gefahren, um am nächsten Morgen meine Mutter zu erwarten, die um halb sechs mit dem Blissinger Boot ankommen wollte. Wir hielten kurz nach elf an der Strandstation. Die Reisenden alle, die der Zug beförderte, wollten mit dem Schiffe fort, das gegen Mitternacht nach Holland abging. Ich war der einzige Passagier des menschengefüllten Zuges, der nicht an Bord trat; ich stand seitwärts, das Schiff brüllte aus seinen beiden Sirenen, ich sah mit einer gewissen Unruhe zu, wie die Leute samt ihrem Gepäck in das schwimmende Hotel befördert wurden und wie es endlich abdampfte und sein Licht in die dunkle See hinaustrug.

Es war auf der Brücke dunkel geworden. Ich dachte, ich sei allein geblieben, zog meinen Mantel aus, rollte ihn zusammen und legte mich den langen Weg unter einen Schuppen neben den Kranen, um den Morgen zu

erwarten. Ich hätte es sicher durchgeführt, denn es war Sommer. Aber da kamen noch vier Arbeiter aus dem Zollhause, und ehe sie die Laternen auslöschten, bemerkten sie mich. Ich fragte, ob ich hier schlafen dürfe. Der Aufseher konnte es nicht erlauben. Er empfahl mir, nach Queenboro zu gehen oder in das kleine Dorf, dessen Namen ich vergessen habe. Keiner seiner Leute aber wohnte in dem drei Viertelstunden entfernten Städtchen Queenboro, alle hatten ihre Hütte in der Nähe der Station; nur einer wohnte in dem Dorf, und der nahm mich mit. Wir kletterten über das Bahngleis, überstiegen zwei Zäune, kamen auf eine weitgeschwungene, schmale Landzunge, an deren beiden Seiten das Wasser war, und hier ging er etwa zehn Minuten, ohne sich nach mir umzusehen, in der Finsternis vor mir her und lieferte mich am Ende in dem kleinen, noch hell erleuchteten Gasthause ab, dessen Besitzer er empfahl, mich beizeiten zu wecken, da ich zum Frühboot wolle. Dann setzte er sich zu ein paar Männern an den Tisch und fing an, seinen Schilling zu vertrinken. Mich brachte der Hausknecht sofort in ein Zimmer im ersten Stock. Als wir vor der Türe standen, klopfte er erst an, und jemand rief: „Herein".

In der Mitte des Zimmers standen zwei hohe weiße Betten aufgedeckt; auf dem einen saß ein älterer, bärtiger Mann, der sich beim Kerzenlicht die Beinkleider auszog. Ich sagte schüchtern: „Guten Abend". Er sah mich etwas verwundert an und erwiderte meinen Gruß.

Der Hausknecht sagte: „Hier ist noch ein Herr, der auch zum Boot will. Gute Nacht!" und machte die Türe hinter sich zu.

Der Fremde ließ sich im Ausziehen durch mich nicht stören. Ich legte möglichst geräuschlos Hut und Mantel ab, setzte meine Stiefel vor die Tür und kleidete mich in dem großen Sessel, der neben meinem Bette stand, aus. Als ich damit fertig war, holte ich das Neue Testa-

ment aus der Tasche und begann ein paar Verse daraus zu lesen, wie es damals vor dem Schlafengehen meine Gewohnheit war.

Der fremde Mann hatte sich unterdessen ins Bett gelegt. Er wartete, bis ich das Buch beiseite gesteckt hatte und in mein Bett schlüpfte, dann blies er die Kerze aus. Es war stockfinster. Ich konnte zuerst nicht einmal das Fenster entdecken, es war dicht verhangen.

Mein Lager war weich und behaglich. Ich war müde, konnte aber nicht einschlafen. Vielleicht eine halbe Stunde lag ich still mit offenen Augen, dann fing ich an, mich herumzuwerfen. Von meinem Nachbar hörte ich nur die schweren, unregelmäßigen Atemzüge, die mich vermuten ließen, daß er auch nicht schlief.

Auf einmal fragte er gedämpft und langsam: „Sie können wohl auch nicht schlafen, Herr, nicht wahr?“

Ich erschrak doch und hörte mein Herz laut klopfen. Ich antwortete ebenso gedämpft: „Nein, ich bin wach.“

„Sie wollen jemand mit dem Frühboot erwarten?“

„Meine Mutter.“

Er gab keine Antwort.

Nach einer Weile sagte ich: „Sie kommt aus Deutschland; sie weiß hier nicht Bescheid, versteht die Sprache nicht, könnte in das falsche Ende des Zuges einsteigen.“

„Das ist's“, erwiderte er.

„Sie weiß nichts davon, daß ich dort warte“, fuhr ich fort. Ich war froh, ein paar Worte sprechen zu können, und sein Antworten machte mich zutraulich. „Ich will sie überraschen.“

„Es wird sie freuen.“

Dann schwiegen wir beide eine Zeitlang. Endlich wälzte er sich im Bett herum und seufzte „ach ja“, richtete sich halb auf und ließ sich wieder zurückfallen.

„Ich warte auf meinen Bruder“, sagte er langsam. „Ich brauchte ja nicht hierherzufahren, um ihn abzuholen, aber es ist mal so. Ich habe keine Ruhe. Ich war schon

heute abend auf der Landungsbrücke, aber mit dem vorigen Boote kam er nicht. Ob er überhaupt mit dem nächsten kommt. Über Vlissingen fährt er ganz bestimmt. Ich sage mir, er muß doch kommen."

Pause. Wir lagen völlig ruhig.

Nun fuhr er fort: „Er hat mir einen Brief geschrieben, nämlich, er ist sehr krank. Gott, er ist der einzige Mensch, den ich habe. Er wohnt in Rotterdam, ist Kaufmann. Vor vier Wochen, so schreibt er, ist er krank geworden, und seine Frau, eine Französin, hat ihn verlassen. Ich versteh das nicht, ich versteh das nicht, er ist so ein einzig guter Mensch. ‚Ich muß dich noch einmal sprechen, ehe ich sterbe, aber du sollst nicht zu mir herüberkommen, ich komme zu dir. Es wird mir schon besser werden, wenn ich erst unsere Küste wiedersehe', schreibt er. — Ich bin ein Junggeselle, bin nur einmal zu meinem Vergnügen nach Boulogne gefahren, ich verstehe nichts vom Ausland. Sie sind ja vom Festland; sagen Sie, ist es da wirklich so schlimm?"

„Schlimm? Ich wüßte nicht."

„Diese verschiedenen Völker und Religionen. Nun denken Sie. Er, ein richtiger Cockney, geht nach Holland und heiratet eine Französin. Solch ein Unsinn! Nein, es ist unbegreiflich von ihm gewesen, ich sagte es immer. Ich habe mir schon den Kopf zerbrochen."

Ich fand es auch unbegreiflich und schwieg.

Er kramte unter seinem Kopfkissen. In seiner Hand knisterte ein Papier.

„Entschuldigen Sie, ich muß den Brief noch einmal lesen. Oder wollen Sie schlafen?"

„O nein, ich könnte kein Auge zutun."

„So mache ich Licht."

Er schlug Licht, richtete sich auf, breitete den Brief vor sich aus und stellte die Kerze auf seine Bettdecke.

„Ich lese es vor; ich kann mir manches absolut nicht erklären."

Ich nickte; ich war neugierig und hatte nur die Befürchtung, daß ich's wohl auch nicht erklären könne.

Er las mit halber Stimme vor, indem er das Schreiben an die Kerze hielt und sich oft verbesserte:

„Mein lieber Martin. (Das ist nämlich mein Rufname.) Martin, ich muß dir einen recht traurigen Brief schreiben, nachdem du nun so lange Zeit keinen von mir bekommen hast. (Nämlich, ich habe ihm letztes Jahr zwei oder drei Briefe geschrieben, die er alle nicht beantwortet hat. Also:) Denn ich hatte keine Sekunde Ruhe dazu, und an alldem trägt Sylvaine die Schuld (das ist diese Französin), dies bodenlos verlogene, heuchlerische und niederträchtige Weib, ich kann keine anderen Bezeichnungen gebrauchen (es muß eine wahre Teufelin sein), die mich bis zu dieser Stunde ewig hintergangen hat und mich nun, da ihr meine Krankheit lästig zu werden droht, mir nichts dir nichts verlassen hat. Jetzt kann ich dir erst recht schreiben, mein treuer Martin. Und wenn ich unterwegs sterben sollte, ich bleibe keine halbe Stunde mehr in dieser Wohnung. Ich gehe nachher ins Hotel und übermorgen für immer von hier fort. Mein altes Leiden hat sich seit einem Monat sehr verschlimmert, ich fühle mich gealtert und niedergeschlagen. Ich muß dich noch einmal sprechen, ehe ich sterbe, aber ich will nicht, daß du hierher kommst, ich komme zu dir. Vielleicht wird mir schon besser, wenn ich erst unsere weiße Küste wiedersehe. Ich fahre über Vlissingen, am Mittwoch. Erwarte deinen Bruder Philipp."

„Ich begreife es einfach nicht", schloß er, indem er in die Flamme starrte und sie endlich ausblies.

„Sagen Sie selbst: ist das nicht, um an seinem Verstand zu zweifeln?"

Er sprang aus dem Bett, suchte das Fenster und machte es weit auf. Der Tag graute schon, ein kalter Wind blies ins Zimmer. Der Mann stand da im Hemd und starrte auf das Meer hinaus.

„Jetzt ist er unterwegs, der arme Kerl. Wieviel Uhr mag's sein? Das Schiff ist noch nirgends zu sehen, und schrecklich kalt muß es auf dem Wasser sein."

Er schloß das Fenster und legte sich nieder.

„Entschuldigen Sie; ich sah Sie vorhin im Testament lesen. Bei Gott, es scheint mir die einzige Rettung zu sein, wenn man von Kind an fromm und gläubig ist und nicht jedes Gefühl an sich herantreten läßt und nicht überall hin will. Ich meine gerade meinen Bruder. Könnte ich für ihn beten! Ich bin so fürchterlich beunruhigt.

Er hüllte sich bis an den Hals in die Decke und klapperte mit den Zähnen.

Ich hörte es teilnahmslos. Die Augen waren mir schwer geworden. Endlich schlief ich ein.

Ein paar Stunden später, als wir geweckt wurden, sprangen wir beide rasch aus den Betten und zogen uns in größter Aufregung an, denn wir sahen durchs Fenster in der Ferne zwei Dampfschiffe, von denen eines sicher das erwartete war.

Wir gingen sehr rasch am Strande entlang dem Bahnhof zu, der die Landungsstelle verdeckte. Der schmale Pfad vom vorigen Abend zeigte sich nun in einer weiten, salzig riechenden Fläche von Muschelsand; wir liefen und purzelten dann eine glatte grüne Anhöhe hinan, auf der Schafe weideten, umgingen die Zäune und konnten an einer freien Stelle wahrnehmen, daß ein Dampfer soeben an der Brücke hielt.

Wir rannten über den Bahndamm und kletterten an der Steinrampe des Bahnhofes in die Höhe, kurz vor der zischenden Maschine. Der Zug füllte sich bereits. Ich kümmerte mich nicht mehr um meinen Begleiter und suchte nur nach meiner Mutter. Endlich entdeckte ich sie wirklich in der Zollhalle, wie sie sich tapfer mit dem Matrosen zu verständigen suchte, der ihre Tasche trug. Ich weidete mich einen Moment an ihrem Anblick, dann

hielt sie mich in den Armen und vergoß Tränen der Freude.

Wir bestiegen gleich darauf den Zug. Jeden Augenblick konnte er abfahren.

Mein Schlafgenosse war der einzige, der nicht einstieg. Man mahnte ihn dazu, aber er ging nur mit tief bekümmerter Miene auf dem Bahnsteig hin und her und sah in jedes Fenster.

Er blieb zurück. Ich winkte ihm noch einmal, als wir aus der Halle fuhren. Er schüttelte traurig den Kopf und wandte sich rasch um, er hielt die Hand vors Gesicht. — Adieu, du guter, armer Kerl."

Das Herz.

Novelle von **Heinrich Mann.**

I.

Gleich nach bestandener Matura legte Christoph bei zwei Gelegenheiten solche Proben geschäftlicher Befähigung ab, daß sogar der alte Pacher betroffen war. Er ließ den Sohn mit neunzehn Jahren mündig sprechen und erteilte ihm die Aufgabe, das Egerer Haus in Wien zu vertreten. „Nach den Beweisen, die ich von dir habe, wirst du in Wien so wenig wie anderswo unser Werk gefährden; ich verlasse mich auf dich.“ Damit war Christoph allein und ging still und fest seinen männlichen Weg. Er tat, umschwärmt von Vergeudung und Vergnügen, keinen Schritt, der nicht Erwerb und Nutzen galt.

Eines Abends, als er, wie jeden Abend, um 10 Uhr nach Hause kam, stieß er im Dunkeln der Treppe mit den Fingerspitzen an einen Körper, der leise aufzuckte. Christoph schlug Licht: da flammte großes rotes Haar auf, und ein zu weißes Gesicht sah ihn aus umschatteten Augen wie blind an. Er hob die Frau vom Geländer.

„Sie sind krank? Ich will einen Arzt holen.“

„Es ist unnütz. Ich habe nichts gegessen.“

Sie hatte seit fünf Tagen kaum gegessen. Christoph stützte sie bis in ihr Zimmer, holte seine Vorräte und zog sich zurück. Am Morgen, es war Sonntag, klopfte er und fragte, was sie zu tun gedenke. Sie sagte, sie wisse nichts mehr; ihr Mann trinke und habe sie verlassen. Sie wolle anständig bleiben. Er schwieg, er

berechnete rasch, wie weit sein Einfall ihn führen könne; dann entschloß er sich.

„Ich will Ihnen in einem Restaurant die Pension bezahlen.“

Nachher sprach er mit der Hausmeisterin. Es lag tatsächlich am Mann. Die Frau Melanie Gall hätte Kavaliere genug haben können, und der berühmte Makart wollte sie malen. Aber nicht einmal ihr Haar gab sie her.

Am nächsten Sonntag kam er wieder, um sie zu unterhalten, und darauf am Abend des Donnerstag, der ein Feiertag war. Er sprach von Schiller, sagte einen im letzten Schuljahr verfaßten Aufsatz her, der seine politische Überzeugung enthielt; — und einen höheren Sinn als in der Nachtstunde, da er sie ersann, schienen die Sätze zu tragen, nun die Frau ihnen lauschte. Sie saß weich vorgebeugt, das Kinn in der weißen, wie muskellosen Hand, und sah von unten in seine Augen, die gelassen glänzten. Seine Stimme und seine Stirn waren fest und rein. Ihre Stirn, ihre Büste näherten sich langsam. Er sagte:

„Wir sollten uns alle für gleich halten und einander helfen; wozu sonst alle Arbeit.“

Da fühlte er ihren Atem, und ehe er erschrecken konnte, schlugen schon ihre Arme um seinen Hals.

Diese Nacht irrte er in den Straßen umher, schrieb am Morgen an seinen Vater, und noch vor Mittag stand er vor ihr.

„Meine Melanie, wir werden fort müssen.“

Sie sagte:

„Du hattest noch nie eine Frau besessen, wie?“

Da er den Kopf bewegte:

„Ich weiß, was ich getan habe!“ — und sie umarmte seinen Kopf. Er entzog ihn ihr.

„Du wirst es schwer haben mit mir. Wir werden arm sein und in der Fremde leben.“

„Ich bin älter als du.“

„Vier Jahre, was bedeutet das.“

„Ich wundere mich. Du Kind, du willst mein Mann sein? . . . Nein, ich wundere mich nicht.“

Sie maß ihn. Er war nicht größer als sie, aber er hielt die schmalen Schultern gespannt, und wie kräftig lagen die Lippen aufeinander! Mit einem stockenden Lächeln der Bewunderung sagte sie:

„Ich bete dich an.“

Er schloß die Augen. Als er sie öffnete, war seine Stimme ganz leise und so ernst wie eine Drohung.

„Es ist fürs Leben.“

II.

Die Antwort seines Vaters sah aus, wie er's erwartet hatte. Er fuhr nach Hause; und bei seiner Rückkehr sagte er zu ihr:

„Ich bin also enterbt und entlassen: wir können reisen.“

Sie fuhren auf einem Tandem über den Semmering, nach Italien; es war im November.

„Aber hier ist es kalt“, sagte Melanie. „Wo ist die Sonne, wo sind die Blumen?“

Er erwiderte:

„Ich weiß bestimmt, daß hier etwas für mich zu machen ist.“

Er hatte sich die Agentur einer Fahrräderfabrik verschafft und brachte mit Verkäufen sie und sich von einer Stadt zur andern fort. In Brescia ging er zu dem Geschäftsfreund seines Hauses.

„Ihr Herr Vater hat mir schon geschrieben“, sagte der Mann. „Es ist Geld für Sie da, falls Sie die Frau, mit der Sie sind, verlassen wollen. Ich rate Ihnen, vernünftig zu sein. In einem Lande, dessen Sprache . . .“

Christoph hörte nicht weiter, er hatte die Tür zugeschlagen.

In Mailand bezogen sie eine Kammer, auf einen Hof hinaus, und Christoph lief die Stadt ab nach einer Anstellung. Des Abends kam er heim, abgehetzt, beschmutzt durch kleine niedrige Gelegenheitsarbeiten, die Augen noch voll von den Gesichten des Elends: — und da ging, gleich hinter dieser schwarzen Tür, die Feensonne ihres Haars auf! Sie streckte ihm diese weißen Arme entgegen, und ein warm blühender Garten umfing ihn. Er aber schlug nicht die Augen nieder. „Sie ist reich," dachte er, „aber auch ich bin es. Ich werde ihr einen Palast bauen. Eines Tages wird sie mir sagen, daß es das klügste war, was sie tun konnte, daß sie mit mir kam."

Es ward so kalt und die Arbeit so selten, daß er es vorzog, im Bett italienisch zu lernen. Nach zwei Monaten war eines Morgens ihre Kammer ein wenig heller. „Ob die Sonne scheint?" Seit acht Tagen lebten sie von dem Rest einer Polenta, die Melanie von einer Nachbarin zum Kosten bekommen hatte. „Die Frühlingsluft wird uns gut tun."

Auf der Straße nach Monza sahen sie einander, noch blinzelnd, in die Gesichter: sie waren schmäler und blasser; — und gleich rasch umschlang einer des andern Arm.

„Wir haben einen guten Winter verlebt. Wir werden Glück haben."

„Da —", und Melanie lächelte wie eine Zauberin.

„Was schenke ich dir?"

Im Staube lag ein Zweilirestück. Welch Fest! Und wie sie gesättigt nach Hause kamen, wartete auf dem Tische ein Brief; eine Hanffabrik in Ferrara, der Christoph sich angeboten hatte, berief ihn; und das Reisegeld reichte für zwei Billette dritter Klasse!

In Ferrara fand es sich, daß Buchhalter und Geschäftsführer in Angst lebten vor dem nahen Besuch ihres Herrn, des Abgeordneten Bizarri. Er war jähzornig, und die Bücher waren schlecht geführt. Chri=

stoph erbot sich, sie mit Hilfe der Nächte in Ordnung zu bringen. Melanie arbeitete mit ihm.

„Wenn ich dich nicht hätte, würden diese viertausend Francs mir entgehen.“

Eines Nachts trat der Geschäftsführer ein.

„Sie sind verheiratet, Herr Pacher? Aber dann bekommen wir ja eine schöne Frau mehr in unsere etwas eintönige Gesellschaft.“

Zwei Jahre lang lebten sie geachtet und in Frieden. Dann begegnete Melanie zögernden Grüßen, man richtete halbe Worte an Christoph. Ein Reisender seines Vaters war in der Stadt gewesen.

„Wie er hinter uns her ist!“ sagte Melanie, zusammengebrochen. „Welch Haß!“

Christoph dachte: „Ich begreife ihn; aber eines Tages werde ich ihm gegenübertreten, reicher als er selbst.“ Und er richtete sie auf, er küßte sie.

„Ich habe schon ein kleines Kapital, wir sind auf dieses Nest nicht angewiesen. Wir gehen nach Bologna, und ich etabliere mich.“

Alles ging gut. Durch den Abgeordneten Bizarri ward Christoph mit einem jungen Manne von großem Einfluß bekannt, der ihm sogleich Freundschaft zeigte. Gaetano Grappa war aus einer mächtigen Familie der Stadt, und er lebte in Rom als Sekretär eines Ministers. Er verschaffte Christoph Kredit und Konzessionen; einmal führte er den Minister in die Fabrik.

„Nie habe ich einen solchen Freund gehabt“, sagte Christoph. Melanie sah ihn tief an.

„Wer weiß, was er von dir will. Du hast eine Freundin: ist das nicht genug?“

Im Sommer machten sie Fahrten in den Apennin; Gaetano kam für einen Tag von Rom her, um dabei zu sein. Eines Sonntags saßen sie ohne Melanie droben in Abetone. Gaetano war schweigsam gewesen, und jetzt trank er.

„Ich habe dich nie so viel trinken gesehen“, sagte Christoph.

„Ich bin nicht, der du glaubst“, — und Gaetano starrte ihn entsetzt an. „Zwischen uns ist ein Geheimnis. Welch Geheimnis!“

Flüsternd:

„Ich liebe deine Frau.“

Da Christoph heftig erbleichte:

„O! fürchte nichts. Deine Frau ist eine Heilige. Sie würde mich sterben sehen.“

Er schluchzte auf.

„Und nimm hinzu, daß ich in Wahrheit dein Freund bin.“

Nach einer stummen Weile, da Christoph aufstand:

„Nimm es nicht wichtig; ich habe getrunken. Aber du sollst sehen, daß ich sicher auf dem Rad sitze: ich fahre die Abkürzung.“

„Sie ist lebensgefährlich!“

Der andere hielt an, am Rande des Abhanges.

„Du warnst mich?“

Christoph wandte sich ab.

Er hörte einen Sturz und eilte hin: Gaetano war unverletzt. Christoph berührte seine Schulter.

„Du dauerst mich.“

„Aber es wäre besser für uns alle, ich wäre umgekommen.“

„Ja“, sagte Christoph.

Sie führten ihre Räder. Gaetano begann plötzlich:

„Gib mir deine Frau! Ich spreche nicht zu dir wie ein Gentleman, aber danach frag ich nicht mehr. Gib sie mir und verlang, was du willst.“

Christoph erwiderte mit ruhiger Stimme:

„Du hast nicht nötig, mich zu bezahlen. Sie mag wählen zwischen uns.“

„Es gibt etwas Neues“, sagte er zu Melanie. „Der Gaetano liebt dich.“

Und mit einem Blick in ihre Augen:

„Ah! es ist nichts Neues für dich: ich dachte es mir.“

Sie nahm seine Hand.

„Verzeih! Ich wollte dich nicht erzürnen gegen ihn, du solltest deinen Freund behalten.“

„Lassen wir's. Jetzt hast du die Wahl.“

„Was willst du sagen?“

„Er ist reich, er bietet dir eine große Zukunft: meine ist unsicher. Sein Einfluß reicht bis zum Papst: mag sein, daß er deine Scheidung bewirkt, was ich nicht könnte. Dann wird er dich heiraten.“

„Was geht das alles mich an? Ich soll wählen? Ich habe doch gewählt, als ich dir folgte. Hast du vergessen, was du damals sagtest? Es ist fürs Leben.“

„Mag sein; — aber wir sind älter geworden und so oft schon enttäuscht. Mir ahnt, daß wir auch von hier werden fort müssen. Willst du immer ohne Heimat bleiben?“

„Du bist meine Heimat, du!“ — und sie schüttelte seine Schultern. „Denke an unsere Kammer in Mailand, als wir noch ganz fremd waren und allein. O! all die Fremden, durch die wir hindurchgegangen sind: ihre Masse hat uns aneinandergepreßt. Was will uns noch trennen!“

Sie sah seine Schläfen weniger hart, sein Mund zuckte, — und sie jubelte auf, sie riß ihn an sich.

„Ah! Du hast gezweifelt. Du hast Angst gehabt. Wie ich dich dafür liebe! Du bereitest mir das Glück, daß ich mich dir noch einmal geben darf!“

III.

Der junge Grappa warf mit dem Wagen um und lag zwischen Leben und Tod. Als er gerettet war, kam das Haupt der Familie zu Christoph und bat ihn, abzureisen mit seiner Frau.

„Wir würden hier kein Glück mehr haben,“ sagten

sie zueinander, „wozu den Armen quälen. Recht weit fort! Etwas ganz Neues!“

Sie fuhren nach Newyork. Alte Bilder, die Christoph in Italien zusammengebracht hatte, trugen ihm ein erstes Kapital ein. Er ließ Melanie in der besten Pension von Baltimore und zog aus, um Geld zu machen. Er erwarb Wald und Land, stach Torf, ward Mitbegründer einer Stadt, auf einer Farm von Räubern niedergestreckt; — und sobald er vom Bett aufgestanden war und einen sicheren Wohnort hatte, holte er sie zu sich.

In vier Jahren stieg der Wert der zweihundert Baustellen, die ihm in Springtown gehörten, um das Zwölffache. Sie bewohnten ein ganz städtisches Haus.

„Was ist heute im Theater?“ sagte Melanie eines Abends, und sie seufzte. „Hundertfünfzig Meilen vom nächsten Theater entfernt zu leben: welch Geschick!“

„Wir werden uns später dafür entschädigen. Inzwischen genießen wir hier den Vorzug, daß niemand sich um uns bekümmert.“

„Das ist freilich sehr wahr. Hierher verirrt sich kein Reisender deines Vaters. Aber mit dreißig Jahren verzichten müssen auf Menschen, Musik, Luxus!“

Da er nicht mehr antwortete:

„Später, sagst du? Aber können wir denn unverheiratet hinüber? Und du willst nicht, daß wir heiraten, — obwohl meine kirchliche Ehe hier gar nicht hindert. Aber du bist ein zu guter Geschäftsmann, und dein Pflichtteil ist dir lieber als mein Glück.“

„Es ist nicht der erste Abend, daß wir dies alles besprechen.“

Sie hörte nicht.

„Noch später? Dann werde ich alt sein. Wirst du dann noch bei mir sein?“

„Wie du dich langweilst?“ sagte er im Ton des Mitleids. Aber soviel Unvernunft machte ihn ratlos und ärgerlich; er ging hinaus.

Sie sprang auf, sie holte ihn von der Schwelle zurück.

„Bleibe! Du läßt mich zuviel allein mit meinen Gedanken.“

„Wenn ich nicht eine vernünftige Frau hätte, wir hätten uns nie durchgekämpft bis hierher.“

Sie stützte beide Hände fest auf seine Schulter, sie sah ihm in die Augen.

„Und willst mich nicht heiraten?“ Und ehe er antworten konnte: „Überlege, was du sagst! Wir kennen uns so lange, und doch ist mir's jetzt, als habest du dich nie viel um mich bekümmert.“

„Ich verstehe dich immer weniger.“

Er führte ihre Hand an die Lippen.

„Darf ich jetzt gehen?“

Sie ließ ihn plötzlich los.

„Ja“, sagte sie in einem Ton, daß er sich umsah.

Als er am Morgen erwachte, war sie fort. Ein Brief lag da.

„Du liebst mich nicht mehr, ich befreie dich von mir. Ich gehe mit einem Mann, den ich nicht liebe, aber der mich heiratet.“

Er hielt sich am Tisch, ihn schwindelte heftig. Gleichwohl tat er seine Arbeit wie immer. Mittags, wie er heimkam, schüttelte ihn das Fieber. Er unterdrückte es und machte einen Ritt. Es kam, ging, und kam wieder, er mußte nachgeben. Da ließ er auf einmal das Essen, blieb im Schlafzimmer und schloß die Läden.

Kameraden zogen ihn hervor, einer, ein Franzose, der in Newyork wohnte, nahm ihn mit dorthin, zerstreute ihn und drängte ihn in Unternehmungen. Zwei Monate später fuhr Christoph nach dem Westen, um eine Kupfermine zu kaufen. Sie war so lange kaum ausgebeutet; die hohen Frachtsätze der zu Goulds Trust gehörigen Bahn hatten es verhindert; aber eine zweite, unabhängige Linie war, ganz nahe seiner Mine, im Bau.

Nach einem Jahr blieb der Bau plötzlich liegen: die Gesellschaft hatte sich mit Gould verständigt. Christoph verkaufte mit Verlust und kehrte nach Newyork zurück.

„Ich habe es satt," sagte er zu seinem Freund, „ich gehe wieder hinüber. Vier Wochen, um alles abzuschließen."

„Du wohnst so lange bei mir," sagte der Freund, „und du arbeitest auf meinem Bureau."

Eines Tages empfing er Christoph:

„Eine Frau hat nach dir gefragt: schlank, dreißig Jahre, kupferrotes Haar ... Ah! ich wußte es", sagte er, da Christoph erbleichte.

Der Freund begann wieder, mit halber Stimme:

„Sie hat dir viel Leiden zugefügt?"

Christoph zuckte die Achseln.

„Es ist wahr, daß ich ihretwegen herübergekommen bin, und es war umsonst. Meine zweihundert Baustellen in Springtown, die ich damals verkaufte, würden mich schon heute zum Millionär machen. Ich bin enterbt, meine Gesundheit hat gelitten, ich habe meine Jugend verbraucht."

„Das alles aber", sagte der Franzose, „ist nichts, verglichen mit dem, was sie dir in diesem Augenblick antut, da sie wiedererscheint."

Er trat, die Arme verschränkt, vor Christoph hin.

„Ich bin dein Freund, und ich sage dir: Wenn du sie noch ansiehst, lieber schlag ich dich tot."

„Sei unbesorgt", und Christoph sah vom Schreibtisch auf. „Sie ist gegangen, das konnte sie. Zurückzukehren steht nicht in ihrer Macht."

Wie er am Tage darauf drunten aus dem Lift trat, stand sie da. Sie fiel sogleich nieder.

„Nimm mich zurück!"

„Wenn du nicht aufstehst —", und er wollte an ihr vorbei. Aber sie umklammerte seine Füße, sie küßte sie.

„Verzeih! Nimm mich zurück!“

Er zerrte sie in die Höhe.

„Ich habe es nicht ausgehalten bei jenem. Ich liebe dich, immer werde ich dich lieben.“

Da er abwehrte:

„Du willst mich von dir stoßen? Du?“ — die Hände gerungen. „Aber du begreifst doch, daß ich nicht wußte, was ich tat.“

„Du hättest es wissen sollen“, sagte er. Sie zog den Schleier von den Augen und sah ihn an.

„Jener hat mir sein halbes Vermögen verschrieben für den Fall, daß ich fort will. Ich lasse mich scheiden, das Geld ist dein.“

Da sah er auf einmal, daß sie eine andere war: sah die Erfahrungen in ihrer Miene, das Abenteurerleben hinter ihr. Er spürte brennendes Mitleid — und eine Lockung, die ihm das Blut in die Stirn trieb. Sie schrie auf, sie griff nach ihm.

„Ah! Du liebst mich noch!“

Er riß sich los, und er floh.

„Ich habe gezeigt, daß ich stark bin“, sagte er zu seinem Freunde. „Da nun mein Platz auf dem Schiffe belegt ist: wir waren sieben Jahre zusammen, hilf sie mir suchen, ich muß Abschied von ihr nehmen.“

Nach tausend vergeblichen Schritten erfuhren sie die Straße. Christoph durchsuchte sie, Haus für Haus, Treppe für Treppe. In ihrer Wohnung sagte man ihm, sie liege seit drei Wochen im französischen Hospital.

Sie lächelte ihm aus dem Bett gütig entgegen.

„Ich bin nicht mehr sehr krank ... Du reist? Schon heute?“

„Um sechs Uhr“, sagte er. Sie schien nicht zu hören, ihre Augen forschten in seinen. Leise und dringend:

„Du hast sehr gelitten, als ich fort war?“

Er zögerte.

„Ich bin damit fertig geworden. Dafür bin ich ein

Mann. Vielleicht hast du es noch schwerer. Darum eben komme ich."

„Du reist. So soll es denn aus sein."

Sie sprach mit starrem Blick vor sich hin.

„Sieben Jahre. Vielleicht wirst du doch einmal denken, daß es die besten waren."

„Das denke ich schon jetzt", sagte er und gab ihr die Hand. Sie nahm sie beide.

„Denn wir haben uns sehr geliebt ... Wirklich? Du verläßt mich ganz?"

Plötzlich öffnete die Angst ihr weit die Augen, ihre Stimme flog.

„Du kannst nicht bleiben? Du kannst nicht vergessen?"

„Ich würde es dir später vorwerfen. Ich will dich als eine Entwürdigte nicht wieder haben. Dafür habe ich die noch immer zu lieb, die du warst."

„Wie du hart bist", murmelte sie, und ihre Züge sanken ein. Er sah sie auf einmal tief ermüdet von Krankheit und Leidenschaft. Er dachte: „Wenn ich sie behielte: in zehn Jahren wäre ich noch jung, und ich hätte eine alte Frau ... Auf was für Gedanken ich komme!" — und er wandte sich ab und beugte das Gesicht in die Hände. Sie begann wieder.

„Ein Augenblick des Vergessens nach so vielen Jahren der Gemeinschaft: und du verurteilst mich!"

Sie erhob die Stimme. Eine Flamme der Feindschaft trat in ihren Blick.

„Aber du hast mich immer nur aus Stolz geliebt, aus Trotz gegen deinen Vater und die Welt, aus Eigenliebe."

Sie arbeitete sich empor. Die Hand in die Brust gekrallt:

„Was bin ich dir. Ich hasse dich!"

„Und du?" sagte er, bleich. „Ich könnte dir sagen, daß du nur so lange zu mir gehalten hast, als wir verfolgt wurden und ich dir Opfer zu bringen hatte."

Sie schrie auf.

„Nein! Nein!“

Und plötzlich leise, zusammengesunken:

„Wirklich? Ist es so? Wer sind wir denn, und welchen Feind tragen wir im Herzen?“

Aber sie umklammerte seine Arme.

„Ich will nicht! Ich will nicht untergehn! Nur einen Feind habe ich, der mir dich nehmen will, gegen den ich mich wehre: du bist es selbst. Du wirst mich nicht verlassen, — da ich dir doch sage, daß ich dein bin. Hörst du? Ich stehe auf, ich bin gesund, wir gehen fort, ich arbeite mit dir, ich bin deine Frau!“

Da er sie ins Bett zurückdrängte:

„Ach, nicht? Deine Magd also, deine Magd. Reise und nimm mich mit, im Zwischendeck!“

Er drückte sie auf das Kissen, und er strich ihr leise über das Haar. Sie betastete ihre Lider.

„Verzeih!“ sagte sie. „Ich weiß wohl, daß du recht hast. Wenn du mich zurücknähmest, du wärest ein Gott. Jetzt aber liebe ich dich, denn du bist ein Mann. Ich liebe dich, ich liebe dich!“

Sie verschränkte die Hände um seinen Nacken und hob sich langsam an ihm empor. So blickte er wieder ganz nahe in dies Gesicht, in das er länger geblickt hatte als in alle andern Menschengesichter. Diese Lippen, denen er sich auf den Kopfkissen aller Länder anvertraut hatte, atmeten wieder in seine. Alles, was er sein Leben lang schön genannt hatte, kehrte zurück unter seinen Kuß. Das Wesen, das seine Seele, seine Jugend, das Beste seiner Kraft empfangen hatte, es schlang noch einmal zehrend um ihn die Arme . . . Ihre Lippen stießen aufeinander. Er sank nieder zu ihr, mit dem Gesicht an ihres.

„Christl!“

„Lani!“

Und sie weinten. Durch Schleier von Tränen sagten sie einander Liebesworte von einst, Erinnerungen ferner

Stunden; und sie flüsterten leise, leise, als hätten diese Dinge keine laute Stimme mehr.

Eine Uhr schlug; er richtete sich auf.

„Leb wohl!“

Sie sah ihn an, wieder voll Angst.

„Ich kann nicht. Nie werde ich diese Liebe verwinden.“

„Doch,“ sagte er, „und du wirst wieder glücklich werden. Man wird dich lieben. Wir leben weiter.“

„Ich will unglücklich bleiben. Wozu leben wir weiter. Ich habe doch eine Seele. Mein Gott!“

Von der Tür her sah er zurück; sie schluchzte abgewandt. Er tat einen raschen Schritt ins Zimmer, er öffnete den Mund. Aber er schüttelte, die Lider geschlossen, den Kopf, kehrte um und ging hinaus, wie im Traum.

Die vier Erzählungen sind folgenden Büchern entnommen:

Tolstoj, Lebensstufen (Verlag Eugen Diederichs, Jena).

Dauthendey, Geschichten aus den vier Winden (Verlag Albert Langen, München).

Paquet, Erzählungen an Bord (Verlag Rütten und Löning, Frankfurt).

Mann, Das Herz (Inselverlag Leipzig).


3 0112 077599766